

(Nachdruck verboten.)

82]

## Die Inselbauern.

Roman von August Strindberg. Deutsch von Emil Schering.  
(Schluß.)

Bald saß Gustav an dem großen Küchentisch, während der Pastor Branntwein, Pflanzöl, Brot hervorholte und dem Ausgehungen vorsetzte.

Darauf beriet man, was man für die Gestrandeten tun könne. Jetzt in der Nacht Leute aufzubieten und hinauszufahren, war verlorene Mühe; Feuer am Strand anzuzünden, war gefährlich, weil das Fahrzeuge irreführen konnte, wenn der Schein überhaupt durch den Schneesturm drang.

Um Rundqvist und Norman auf der Kobbe stand es nicht so gefährlich, aber schlimmer war es um Carlsson bestellt. Gustav glaubte nämlich zu wissen, das Meer sei aufgebrochen und Carlsson verloren.

„Es sieht gerade so aus, als müsse er für seine Laten büßen,“ meinte er.

„Hör mal, Gustav,“ wandte Pastor Nordström ein, ich finde, Du bist ungerecht gegen Carlsson; und ich weiß nicht, was Du mit bösen Laten meinst. Wie sah der Hof aus, als er kam? Hat er ihn Dir nicht in die Höhe gebracht? Hat er Dir nicht Sommergäste verschafft und Dir eine neue Stuga gebaut? Und daß er sich mit der Witwe verheiratet hat? Sie wollte ihn ja haben. Daß er sie hat, das Testament zu machen, war noch kein Unrecht von ihm; daß sie es aber tat, war von ihr nicht wohl überlegt. Carlsson war ein flinker Kerl und hat alles getan, was Du tun wolltest, aber nicht konntest! Was? Willst Du vielleicht nicht, daß ich für Dich um die Witwe von Obassa mit ihren achtzigtausend Reichsthalern freien soll? Nein, hör mal, Gustav, Du mußt nicht so streng sein! Man kann die Menschen von verschiedenen Gesichtspunkten betrachten!“

„Mag sein; aber der Mutter hat er jedenfalls das Leben genommen; und das vergesse ich ihm nie.“

„Ach was, das hast Du vergessen, wenn Du zu Deiner Frau ins Bett kriegst! Und es ist noch gar nicht einmal sicher, ob Carlsson ihr wirklich das Leben genommen hat. Hätte die Alte sich zum Beispiel etwas angezogen, als sie an jenem Abend hinauslief, so hätte sie sich nicht erkältet. Daß er, der junge Kerl, mit dem Mädchen schäkerte, wäre allein ihr wohl nicht so nahe gegangen. So, damit wären wir jetzt im Reinen; nun wollen wir morgen früh sehen, was zu machen ist. Wir haben Sonntag und die Leute kommen in die Kirche, dann brauchen wir sie nicht erst aufzubieten! Geh jetzt schlafen und denk daran: des einen Tod ist des anderen Brot.“

Am folgenden Morgen, als die Leute vor der Kirche erschienen, kam Pastor Nordström in Begleitung Floßs. Statt in die Kirche hineinzugehen, blieb er in der Menge stehen, die bereits zu wissen schien, was geschehen war. Nachdem er mitgeteilt hatte, daß der Gottesdienst ausfalle, forderte er alle Mannsleute auf, sich mit ihren Booten, so schnell sie könnten, an der Pfarrbrücke zu versammeln, um die Schiffbrüchigen zu bergen.

In der Menge mußte der Fremdling Carlsson Feinde haben, wohl infolge von Gemeindefachen, denn im Hintergrunde murrte man und behauptete, das Gotteswort nicht entbehren zu können.

„Ach was,“ wandte der Pastor ein; „so viel liegt Euch nicht daran, meine Schelte anzuhören, wenn ich Euch recht kenne. Was? Was sagst Du, Obassaer, Du bist ja solch ein Schriftgelehrter, daß Du gleich hörst, wenn ich mit meinen Predigten wieder von vorne anfang.“

Ein leises Lächeln ging durch den Haufen, und die Bedenken waren zur Hälfte gehoben.

„Wir haben übrigens in acht Tagen wieder Sonntag; dann kommt und bringt Eure Weiber mit; ich verspreche, dann Euch die Köpfe zu waschen, daß es für ein Vierteljahr vorhält. Seid Ihr nun einverstanden, daß wir den Esel aus dem Brunnen ziehen?“

„Ja,“ murmelte die Menge, als habe sie Absolution für Entweihung des Sabbaths erhalten.

Dann trennte man sich, um nach Haus zu gehen und sich umzuziehen.

Das Schneegestöber hatte aufgehört, der Wind war nach Norden herumgegangen, und es herrschte kaltes, klares Wetter. Das Meer ging offen, wallte blauschwarz um die blendendweißen Kobben.

Behn Reßboote stießen von der Pfarrbrücke ab. Die Männer hatten Pelzröcke an und Seehundsmützen auf, brachten Beile und Dregganter mit. An Segeln war nicht zu denken; man hatte die Riemen bemannt. Der Pastor saß mit Gustav im ersten Boot, das von vier der steifsten Kerle gerudert wurde, und hatte den Bootsmann Rapp als Ausgud und vordersten Ruderer mitgenommen.

Man war ernst gestimmt, aber nicht übermäßig traurig; ein Menschenleben mehr oder weniger zählte auf See nicht.

Die See ging ziemlich hoch; das Wasser, das ins Boot kam, froz sofort, mußte aufgehauen und hinausgeworfen werden. Zuweilen kam eine Eischolle angeschwommen, schrapte gegen den Bootsbord, tauchte unter und kam wieder in die Höhe; oft mit eingefrorenem Schilf, Laub, Holz, das von den Ufern losgerissen war.

Der Pastor spähte mit seinem Fernglas nach der Trälschäre, auf der Rundqvist und Norman gefangen saßen. Bald warf er einen hoffnungsvollen Blick aufs Meer hinaus, in dem Carlsson wahrscheinlich ertrunken war; bald forschte er nach einer Spur auf den treibenden Eischollen, nach einem Fuß, einem Kleidungsstück oder der Leiche selber. Aber vergebens.

Nachdem man einige Stunden gerudert hatte, näherte man sich der Schäre. Rundqvist und Norman hatten schon von weitem die Entschloßte entdeckt und Freudenfeuer am Ufer angezündet. Als die Boote anlegten, zeigten sie mehr Neugier als Erregung, denn in eigentlicher Lebensgefahr waren sie nicht gewesen.

„Nicht, solange man Land unter sich hat!“ meinte Rundqvist.

Da der Tag kurz war, begann man sofort das Boot zu heben und nach dem Sarg zu dreggen.

Rundqvist konnte genau auf den Fleck zeigen, wo der Sarg lag, denn er hatte Meerleuchten im Wasser gesehen. Man zog Mal auf Mal, aber ohne etwas anderes in die Höhe zu bringen, als lange Tangranken mit Muscheln und anderem Getier; man dreggte den ganzen Vormittag, aber ohne Erfolg.

Die Leute fingen an, müde und verdrießlich zu werden. Einige waren an Land gegangen, um einen Schnaps zu trinken, ein Butterbrot zu essen, Kaffee zu kochen.

Schließlich erklärte Gustav, er glaube, es sei nichts weiter zu machen, da die Strömung den Sarg wahrscheinlich in die Tiefe gezogen habe.

Da niemandem viel daran lag, die Leiche zu heben, und die Sache, streng genommen, keinen persönlich anging, empfand man eine gewisse Erleichterung, daß man sich nicht gefühllos gegen fremden Kummer zu zeigen brauchte.

Um indessen dieses klägliche Ende einigermaßen abzurunden, trat Pastor Nordström an Floß heran und fragte, ob er eine Andacht für die Alte halten solle. Das Buch habe er mit, und ein Kirchenlied könnten die Leute wohl auswendig. Gustav nahm den Vorschlag mit Dankbarkeit an und teilte ihn den anderen mit.

Die Sonne war dabei, ihre kurze Bahn zu beenden, und die Kobben lagen in rosenroter Beleuchtung da, als sich die Leute am Strand versammelten, um der den Umständen angepaßten Beerdigung beizuwohnen. Der Pastor stieg, von Gustav begleitet, in ein Boot, ging in den Achtersteven, nahm sein Buch, steckte sein Taschentuch zwischen die Finger der linken Hand und entblöhte seinen Kopf, während alle Männer am Strand die Mützen abnahmen.

„Wollen wir „Ich bin ein Gast auf Erden“ nehmen? Können Ihr das auswendig?“ fragte der Pastor.

„Ja!“ wurde vom Strand geantwortet.

Und dann stieg der Gesang empor, zuerst vor Kälte zitternd, dann vor Bewegung über das Ungewöhnliche in der Feier und über die ergreifenden Töne in dem alten Lied, das so viele zur letzten Ruhe begleitet hatte.

Die letzten Worte waren verklungen und hallten wieder über das Wasser, gegen die Schären, durch die klare Luft. Eine Pause entstand, während der man nur hörte, wie der Wind in den Nadeln der Meerkiefern säufelte, wie die Bogen an der Steinen Klätscheren, die Möwen schrien, die Boote gegen den Boden stießen. Der Pastor wandte sein greises, gefurchtes Gesicht nach dem Meer hinaus; die Sonne beleuchtete seinen kalten Kopf, dessen graue Haarlöcher vom Wind wie die Hängeflechten einer alten Fichte zerzaust wurden.

„Von Erde bist Du gekommen, zu Erde sollst Du wieder werden! Jesus Christus unser Erlöser wird Dich auferwecken am jüngsten Tag! Laßt uns beten!“ begann er mit seiner tiefen Stimme, die gegen Wind und Wellen kämpfte, um gehört zu werden.

In ein Vaterunser Klang die Beerdigung aus. Nach dem Segen streckte der Pastor die Hand über das Wasser zu einem letzten Lebewohl.

Man setzte die Mützen wieder auf. Gustav drückte dem Pastor die Hand und dankte ihm, schien aber noch etwas auf dem Herzen zu haben.

„Herr Pastor, ich finde doch . . . Carlsson mühte auch einige Worte haben!“

„Es war für beide, mein Junge! Es ist jedenfalls schön von Dir, an ihn zu denken,“ antwortete der Alte, der gerührter zu sein schien, als er wahrhaben wollte.

Die Sonne ging unter; man mußte sich trennen, um nach Haus zu fahren, so schnell man konnte.

Aber man wollte dem Flod noch eine letzte Aufmerksamkeit erweisen; nachdem man Abschied genommen hatte und alle in ihren Booten waren, folgte man ihm ein Stück Weges, formierte dann die Boote in einer Linie, wie beim Reylegen, grüßte mit den Rudern und rief:

„Lebwohl!“

Es war eine Huldbigung für die Trauer, aber auch für den jungen Mann, der jetzt in die Reihe der reifen Männer aufgenommen war.

Und sein eigenes Boot steuernd, ließ sich der neue Herr des Hofes von seinen Knechten nach Haus rudern, um von nun an sein eigenes Fahrzeug über die windigen Flächen und grünen Sunde des launenhaften Lebens zu lenken.

(Nachdruck verboten.)

8]

## fettchen.

Erzählung von Guy de Maupassant.  
Deutsch von E. W.

Beim Abendessen aber wurde der Bund geschwächt. Loiseau gebrauchte drei unglückliche Wendungen. Alles raderte sich ab, um neue Beispiele zu entdecken, aber keiner fand etwas, bis die Gräfin, wohl ohne Vorbedacht, aus einem dunklen Bedürfnis, der Religion Ehrfurcht zu zollen, die älteste der Schwestern nach großen Taten aus dem Leben der Heiligen fragte. Die hatten viele Handlungen begangen, die in unseren Augen Verbrechen sein würden, aber die Kirche spricht solche Missetaten anstandslos frei, sofern sie zum Ruhm Gottes oder zum Wohle des Nächsten vollbracht sind. Das war ein gewaltiger Beweis, und die Gräfin nickte ihn aus. War es eine jener stillschweigenden Verständigungen, jener verhüllten Willfährigkeiten, in denen sich auszeichnet, wer ein geistliches Gewand trägt; war es die Wirkung einer glücklichen Einfalt, einer hilfreichen Dummheit — jedenfalls brachte die fromme Alte der Verschwörung eine ungeheuerer Unterstützung. Sie schien schüchtern, zeigte sich aber beherzt, wortreich, leidenschaftlich. Die war nicht verwirrt durch die Schlingen kasuistischer Vorsicht; ihre Lehre war wie ein Eisenstab; ihr Glaube zögerte niemals; ihr Gewissen kannte keine Einwände. Ganz selbstverständlich das Opfer Abrahams! Sie hätte unberzüglich Vater und Mutter getödet, auf eine Weisung des Himmels; nichts konnte dem Herrn mißfallen, wenn die Absicht löblich war. Die Gräfin nickte die heilige Autorität der unerwartet Mitverschworenen und führte sie gleichsam zu einer klärenden Umschreibung des Moral-falles: „Der Zweck heiligt das Mittel.“

Sie fragte sie:

„Meinen Sie also, Schwester, daß Gott alle Auswege zuläßt und die Tat verzeiht, wenn der Beweggrund rein ist?“

„Unzweifelhaft, gnädige Frau. Eine an sich tadelnswerte Handlung wird oft verdienstlich durch den Gedanken, der sie erfüllt.“

So wurde die Erörterung fortgesetzt, indem sie das Wollen Gottes entwirren, seinen Ratsschlus erkannten und ihn für Dinge sich interessieren ließen, die ihn wahrlich gar nichts angingen.

Daß alles war verschleiert, lug, distret. Aber jedes Wort der heiligen Haube schlug Drefche in den empörten Widerstand der Dirne. Die Unterhaltung schweifte ein wenig ab, und die

Frau vom Rosenkranz sprach von den Anstalten ihres Ordens, von ihrer Oberin, von sich selbst und ihrer niedlichen Nachbarin, der lieben Schwester Nisephora. Sie sollten nach Havre, um in den Hospitälern Hunderte von den Soldaten zu pflegen, die von den Blattern befallen waren. Sie schilderte diese Unglücklichen und die Einzelheiten ihrer Krankheit. Und während sie auf dem Wege durch die Launen dieses Preußen aufgehalten waren, konnte eine große Zahl Franzosen sterben, die sie vielleicht gerettet haben würden! Das war ihr Fach, Soldaten zu pflegen; sie war in der Arim, in Italien, Oesterreich gewesen, und wie sie von ihren Feldzügen erzählte, entpuppte sie sich plötzlich als eine jener frommen Pfauen- und Trompetenschwestern, die geboren scheinen, um den Fahnen zu folgen, Verwundete im Gewühl der Schlacht aufzuheben und besser als ein Kriegsführer mit einem Worte die starken ungeberdigen Söldner zu händigen: eine echte Schwester Nataplan, deren zerlöcheretes Gesicht ein Bild der Verheerungen des Krieges war.

Niemand sprach danach ein Wort, so außerordentlich schien die Wirkung.

Gleich nach dem Essen gingen sie wieder in ihre Zimmer, die sie erst ziemlich spät am Morgen wieder verließen.

Das Mittagessen war still. Die Aussaat von gestern sollte Zeit haben, zu reifen und Früchte zu tragen.

Die Gräfin regte an, nachmittags einen Spaziergang zu machen; da nahm der Graf, wie verabredet, den Arm Fettchens und blieb hinter den anderen mit ihr zurück.

Er redete mit ihr in jenem vertrauten, väterlichen, etwas herablassenden Ton, den die gesetzten Männer gegen die Dirnen anschlagen, nannte sie „mein liebes Kind“, sprach mit ihr von der Höhe seiner gesellschaftlichen Stellung, seiner unbefleckbaren Ehrenhaftigkeit. Er drang sofort zum Kern der Sache vor:

„Sie wollen uns also lieber hier sitzen lassen, sich selbst und uns allen Gewalttätigkeiten überliefern, die einer Niederlage der preussischen Truppen folgen würden, ehe Sie sich zu einer Gefälligkeit verstehen, wie Sie sie doch so oft in Ihrem Leben gewährt haben?“

Fettchen antwortete nichts.

Er wirkte mit Milde, Vernunft, Gefühl. Er blieb immer „der Herr Graf“, so galant er sich zeigte, wo es zweckmäßig war, so schmeichelnd liebenswürdig. Er feierte den Dienst, den sie ihnen erweisen würde, und auf einmal buzte er sie launig: „Außerdem, Kleine, könnte er stolz darauf sein, ein hübsches Mädel genossen zu haben, wie er in seinem Lande nicht leicht eine finden wird.“

Fettchen antwortete nicht und schloß sich den anderen an.

Sobald sie daheim war, ging sie in ihr Zimmer und kam nicht mehr zum Vorschein. Die Aufregung war zum äußersten gespannt. Was würde sie tun? Wie fatal, wenn sie nicht wollte!

Die Stunde des Abendessens kam; Fettchen wurde vergeblich erwartet. Herr Follenvie meldete, daß Fräulein Rouffet sich nicht wohl fühle und daß man ohne sie essen solle. Alles spitzte die Ohren. Der Graf trat dicht an den Wirt heran und fragte ganz leise: „Ist's soweit?“ „Ja.“ — Er hatte den Takt, den anderen nichts zu sagen, sondern gab ihnen nur einen leichten Wink. Aus jeder Brust drang ein tiefer Seufzer der Erleichterung, und die Gesichter heiterten sich auf. Loiseau rief: „Pohdonnerwetter, ich gaße einen Champagner, wenn's hier welchen gibt.“ Frau Loiseau befahl ein Schred, als der Wirt mit vier Flaschen im Arm kam. Alle waren auf einmal mitteilhaft und laut geworden; pridelnde Heiterkeit erfüllte die Herzen. Der Graf bemerkte augenscheinlich, daß Frau Carré-Lamadon reizend war, und der Fabrikant wurde gegen die Gräfin liebenswürdig. Die Unterhaltung wurde lebhaft, munter, wihig.

Blählich hatte Loiseau ein ängstliches Gesicht, er hob die Arme und brüllte: „Still!“ Alles schwieg, überrascht, beinahe erschreckt. Dann reckte er die Ohren und dämpfte mit beiden Händen: „Stil“, hob die Augen zur Decke, horchte wieder und sagte mit seinem natürlichen Tonfall: „Veruhigen Sie sich, alles geht gut.“

Man wollte nicht begreifen, aber alsbald huschte ein Lächeln über die Gesichter.

Nach einer Viertelstunde trieb er dieselbe Posse und wiederholte sie während des Abends noch des öfteren; er tat so, als ob er mit jemandem oben im ersten Stock redete, dem er im Geiste eines Weinreisenden zweideutige Ratsschläge erteilte. Mitunter setzte er eine traurige Miene auf und sagte: „Armes Kind“, oder er murmelte wütend zwischen den Zähnen: „Der Saupreuß!“ Dann wieder, wenn gerade niemand mehr daran dachte, stieß er mit bebender Stimme heraus: „Genug, genug!“ Und wie im Selbstgespräch fügte er hinzu: „Wenn wir sie nur wiedersehen, wenn er sie bloß nicht totmacht, der Dube!“

Diese Zoten waren zwar betrüblich geschmacklos, aber sie belustigten doch und verletzten niemand; die sittliche Entrüstung hängt eben, wie alles andere, von den Umständen ab, und die Lust, die sich nach und nach gebildet hatte, war geschwängert mit schlüpfrigen Vorstellungen.

Beim Nachtisch wagten sogar die Frauen scherzhaft, verhüllte Anspielungen. Die Augen brannten; man hatte viel getrunken. Der Graf, der selbst in seinen lockeren Augenblicken die große, würdige Haltung bewahrte, fand einen sehr dankbaren Vergleich mit schiffbrüchigen Nordpolfahrern, die, im Eise eingefroren, nach langem Winter eine Fahrtzage gen Süden sich öffnen sehen.

Losgelassen, stand Loiseau auf, ein Glas Champagner in der Hand und rief: „Ich trinke auf unsere Erlösung.“

Sie waren alle aufgestanden und stimmten ein, selbst die Schwestern fügten sich der Einladung der Damen und neigten ihre Lippen mit dem mouffierenden Wein, den sie bisher niemals gekostet hatten. Sie erklärten, das schmede wie Drauselimonade, nur sei es feiner.

Loiseau fand das Schlüsselwort für den Augenblick:

„Schade, daß wir kein Klavier haben, sonst könnten wir eine Quadrille quetschen.“

Cornudet hatte kein Wort geredet, keine Bewegung gemacht; er schien in sehr ernste Gedanken versunken und zerrte zuweilen, mit einer wütenden Geberde, seinen großen Bart, als ob er ihn noch verlängern wollte. Als man schließlich gegen Mitternacht sich trennen wollte, klopfte ihm der schwankende Loiseau plötzlich auf den Bauch und sagte lallend zu ihm: „Sie sind heute abend nicht bei Humor; Sie sind stumm, Bürger!“ Cornudet erhob jäh den Kopf und überflog die Gesellschaft mit einem erschreckend funkelnden Blick: „Ich sage Ihnen allen, daß Sie eine Gemeinheit verübt haben!“ Er stand auf, ging zur Türe, wiederholte nochmals: „Eine Gemeinheit“, und verschwand.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Kannibalismus.

Aus Deutsch-Ostafrika wurde vor einiger Zeit von einem Menschenfresserbunde berichtet, dessen Mitglieder wegen der verübten Morde von den Gerichten zum Tode verurteilt worden seien. Noch viel häufiger kommen solche Nachrichten aus einem anderen deutschen Kolonialgebiet: aus dem Bismardarchipel. Wir lesen es dann schauernd und beklagen solche Vorgänge, die wir als traurige Verirrungen des Menschen anzusehen und gewöhnt haben. Aber auch unsere eigenen Vorfahren haben Kannibalismus geübt. Nicht etwa die alten Germanen oder andere erst spät ins Licht der Geschichte getretene europäische Völker. Jene Zeit liegt viel weiter zurück; es ist die „Urzeit“, als der Mensch in Europa auf der allerniedrigsten Stufe der Entwicklung stand. Funde von Höhlenknochen mit Verletzungen, die nur das Herausziehen des Markes bezweckt haben können, beweisen prähistorische Anthropophagie (Menschenfresserei) auch in unserem Erdteil. Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die meisten fleischfressenden Tiere vor dem Fleische ihresgleichen nicht zurückschrecken und der Mensch auf niedriger Stufe den tierischen Gewohnheiten noch nicht allzu weit entrückt war, so werden uns diese Tatsachen nicht in Erstaunen setzen. Ueberhaupt ist der Kannibalismus wohl einmal sozusagen Gemeingut aller Rassen gewesen. Tröstlich ist für uns Weiße dabei nur das Bewußtsein, daß er bei uns ohne Zweifel am frühesten verschwunden sein dürfte. Soweit sich die europäischen Strafgesetze zurückverfolgen lassen, fehlt die Erwähnung des Delikts des Menschenfressens vollständig; kein Gesetzgeber ist also auf die Vermutung verfallen, er könnte vorkommen.

Auch bei primitiveren Völkern, als wir es sind, ist die Anthropophagie im Abnehmen begriffen. Den Grund dafür vermögen wir nicht immer zu erkennen. Wie in den Kolonien die Regierung oder eine höhere Religion nachhaltig Einfluß oder Aufsicht ausüben, oder wo auch nur das Beispiel des Weißen wirksam ist, liegt die Ursache klar zutage. Als zum Beispiel die Fidschi-Inulaner, ehemals berühmte Kannibalen, durch die Verührung mit den Engländern soweit gebracht waren, daß sie eine Art von Verfassungsstaat bildeten, hörte auch ihr Kannibalismus auf. Aber wir wissen andererseits von südamerikanischen Indianern, daß sie seit etwa hundert Jahren ihre kannibalistischen Liebhabereien aufgegeben haben, ohne daß hier von außen her eine Einwirkung sich geltend gemacht haben kann. Von einem Aufhören der Unsitte ohne das Zutun der Weißen berichtet auch Mansfeld aus Kamerun: die Eloi im Großflusgebiet haben sie vor vierzig Jahren aufgegeben, d. h. 20 Jahre vor Ankunft der Europäer. Mansfeld meinte, manche Eingeborene seien wohl von selbst auf das Unwürdige des Kannibalismus aufmerksam geworden, hätten von ihm abgelassen und schließlich den ganzen Stamm nach sich gezogen. Auch Parkinson verweist für den Bismardarchipel darauf, daß bei einer der Rassen nach einheitlichen und in den Anschauungen über Recht und Unrecht völlig gleichgearteten Bevölkerung die Auffassung der einzelnen Stämme vom Kannibalismus ganz verschieden sei: „Es muß wohl eine Eigentümlichkeit der Menschheit sein, daß man auf Anthropophagen als auf eine tiefere, verkommene und verachtenswerte Stufe des Geschlechts herabblid.“ Auf den Fidschi-Inseln hat es nach Basil Thomson auch zur Blütezeit des Kannibalismus immer einzelne Häuptlinge gegeben, die ihren Widerwillen gegen Menschenfleisch nicht überwinden konnten.

Wenn nun auch aus verschiedenen Ursachen das Verbreitungsgebiet des Kannibalismus sich überall mindert, so herrscht er doch noch in sehr großen Teilen der Erde. Hierbei ist allerdings zu bemerken, daß unsere Nachrichten darüber nicht immer einwandfrei sind. Dem Kannibalismus wird namentlich dort, wo ihm religiöse Vorstellungen zugrunde liegen, im geheimen gehuldigt, benachbarte Stämme werden nicht eingeweiht, und auch die eigenen Weiber dürfen meistens nicht teilnehmen. Da kommt es denn häufig — besonders in Südamerika und Afrika — vor, daß ein Stamm den andern ohne Grund der Anthropophagie verdächtigt, und je ferner ein verdächtigter Stamm wohnt, je weniger man also von ihm weiß, zu um so schlimmeren

Kannibalen stempelt ihn die Fama. Nicht selten haben Stämme, zu denen ein Forschungsreisender kam, diesen am Bordrängen landeinwärts durch die Erzählung zu verhindern gesucht, dort wohnten die denkbar wildesten Menschenfresser. Seltsam das, so wurden in der wissenschaftlichen Literatur ganz harmlose Leute zu Kannibalen. Man hatte dem Reisenden ein Märchen erzählt, um ihn ganz für sich selber zum Ausbetteln zu behalten. So weiß man wenig Sicheres über die heutige Verbreitung des Kannibalismus unter den südamerikanischen Indianern (Tupi, Karaißen; diese, spanisch Canibes, haben zu der Entstehung der Bezeichnung „Kannibalen“ die Veranlassung gegeben).

In den Waldgebieten Westafrikas von Liberia bis zum Ogoce, wo weder Christentum noch Islam viel Eingang gefunden haben, herrscht fast überall Kannibalismus, und im westlichen Äquatorialafrika bis zu den Seen und dem Nil hin ist er sogar weiter verbreitet, als man ursprünglich angenommen hat. Hier leben die sogenannten Pygmäen, die als die Reste der Urbevölkerung Afrikas angesehen werden. Ueber die interessante Frage, ob sie Anthropophagen sind, gehen die Nachrichten auseinander. Einige Vorden sollen es sein, andere nicht. Ein Bambuti-zwerg, den Dr. David darüber befragte, verneinte es mit allen Zeichen des Abscheues. In Ostafrika kommt Kannibalismus nur sehr vereinzelt vor. In Asien ist er heute eine noch viel seltenere Erscheinung, und sicher festgestellt ist er eigentlich nur bei den Patals auf Sumatra. Anders wieder auf dem Australkontinent und auf den Inseln des Großen Ozeans. Wohl alle wilden Stämme des Erdteils Australien sind Anthropophagen, soweit nicht die Aufsicht der Weißen reicht. Die Papuas auf Neuguinea sind es zum Teil ebenfalls; ferner die Melanesier in unserem Schutzgebiet, obwohl es dort sogar innerhalb kleiner Archipels, wie der Admiralitätsgruppe, einzelne Stämme gibt, die im Gegensatz zu ihren Nachbarn Menschenfleisch nicht genießen. Die durch viele sympathische Eigenschaften ausgezeichneten Polynesier — u. a. die Bewohner der Sandwichinseln — waren bis vor wenigen Jahrzehnten vielfach Kannibalen, und die gleichfalls polynesischen Neuseeländer, die Maori, galten ja früher als Menschenfresser schlechthin und waren es auch. Selbst von den Eskimos sind Fälle von Kannibalismus bekannt geworden. Maschusen ließ sich von den Ostgrönländern über eine Art krankhafter Mordmanie berichten, die unter ihnen zu gewissen Zeiten eingerissen sei; dann sei das Herz des Ermordeten vom Mörder verzehrt worden.

Warum ist man nun das Fleisch seiner Nebenmenschen? Eine für alle Fälle zutreffende Erklärung läßt sich nicht finden, man hat es vielmehr mit verschiedenen Motiven zu tun. Hunger nebst Mangel an Fleischnahrung, Gewohnheit, Genußsucht, Aache, religiöse und abergläubische Vorstellungen spielen eine Rolle. Auf den Tongainseln wurden Menschen in Zeiten von Hungersnöden verzehrt; sobald aber diese Räte behoben waren, hörte auch der Kannibalismus auf. Von den Maori Neuseelands glaubt Hochstetter, daß sie erst nach ihrer Einwanderung Kannibalen geworden seien, weil es auf jener Insel an genügende Fleischnahrung bietenden Tieren gefehlt hat. Bald nach 1840 habe die Unsitte aufgehört, nachdem sich dort europäisches Vieh verbreitet hätte. Es sind aber Fälle denkbar, daß man zwar nur vom Hunger und Fleischmangel getrieben, sich am Menschen vergriffen, der neuen Kost aber so viel Geschmack abgewonnen hat, daß man bei ihr verblieben, der Kannibalismus also zur Gewohnheit geworden ist. Damit steht dann das Motiv der Genußsucht in Verbindung. Daß Menschenfleisch eine gesunde Nahrung ist und wilden Stämmen des Erdteils Australien gut schmeckt, wird von allen Anthropophagen behauptet. Der Gouverneur Hahl berichtet aus Neumedeisburg, man sage, das Fleisch des Menschen komme dem Fleisch des jungen Schweines an Zartheit gleich. Auf Fidschi wurde das Fleisch junger Leute von 16 bis 20 Jahren für das schmackhafteste gehalten. Eine Delikatesse ist Menschenfleisch und namentlich Menschenfett für viele Australier. Allerdings kommen sie nur selten zu diesem Genuß, weil ihr Erdteil äußerst dünn bevölkert ist. Nachsucht soll das Hauptmotiv für den Kannibalismus der Fidschi-Inulaner gewesen sein. „Ich würde dich fressen, wenn nicht die Regierung da wäre“, ist dort noch heute die schwerste Drohung, die einer gegen den andern ausstoßen kann. Zum Teil aus der Nachsucht erklären sich die furchtbaren Grausamkeiten, die hier mit den kannibalistischen Festen verbunden waren. Am gründlichsten fühlte man seine Aache befriedigt, wenn man das sorgsam zubereitete Fleisch im Ofen verbrennen ließ, weil es für den Genuß zu schlecht wäre.

Vom Menschenopfer zum Menschenfraz ist wohl nicht selten nur ein kurzer Weg, auch mag gelegentlich die umgekehrte Entwicklung stattgefunden haben. Nicht um des Fleischgenußes wegen, sondern um das Beste, was man hat, Gott zu opfern, ist Menschenfleisch gegessen worden, wurde Mansfeld auf seine Frage nach dem Grunde der Unsitte erwidert. Aus Zentral-Celebes berichtet Paul Sarasin, daß man dort nur etwas Hirn und Blut des getöteten Feindes verzehre, was eine rituelle Bedeutung habe, „offenbar ursprünglich auf dem Gedanken beruhend, daß ein Teil der Seele des Getöteten dem sich einverleibe, welcher von dessen Fleisch ist und von dessen Blut trinkt“. Diese Leute sind eigentlich also nicht Kannibalen. Ähnlich die Wados in Deutsch-Ostafrika. Nach Stuhlmann wurde dort beim Tode eines Häuptlings ein fremder Neger mit tiefschwarzer Haut getötet und in den Wald geschleppt, wo ein eigens dafür bestimmter Mann, dessen Amt erblich war, die Leiche mit Ausnahme der Hände ungeschoren verzehren mußte. Aus der

Strafsate wurde ein Gefäß zum Biertrinken für den neuen Häuptling gemacht. Auch hier scheint es sich um irgend eine religiöse Zeremonie zu handeln. Kannibalismus als ein Teil einer Totenfeier kommt nach Spencer und Gillen bei einigen Stämmen Zentralaustraliens vor. Dem Verstorbenen wurde der Kopf abgeschnitten und die Leber herausgenommen. Der Körper wird dann zerlegt und die Stücke werden auf heißen Steinen gebraten, worauf man das gräßliche Mahl verzehrt. Die Frauen erhalten aber nichts. Schließlich werden die Knochen in ein Bündel geschnürt, das in der Gabel eines aufgerichteten Vammstumpfes seine Anheftstelle findet.

Außerordentlich häufig begegnen wir nun der Anschauung, man mache durch den Genuß des Fleisches eines getöteten Feindes sich dessen Kraft und Tapferkeit zu eigen; für sich allein kommt dieses Motiv aber verhältnismäßig selten vor; es verbindet sich meist mit einem der anderen genannten Motive.

Gefessen werden nur selten Angehörige des eigenen Stammes, in der Regel vielmehr die gefallenen Feinde, die Gefangenen und die Sklaven. Die Gefallenen verzehrt man gleich nach dem Siege, wenn es sein kann. Die Gefangenen werden erst daheim bei passender Gelegenheit, nicht selten unter großen Qualereien, getötet und gefressen. Bei den Mangbattu im Nordosten der heutigen belgischen Kongokolonie, die Menschenfleisch jedem anderen Fleische vorzogen, verselben nach Schweinfurth die erbeuteten Kinder der Küche des Königs, und man erzählte sich, daß für ihn fast täglich kleine Kinder geschlachtet würden. Auf Rubiana hebt man, wie Ribbe schreibt, die gefangenen Weiber und Kinder für später auf. Die Mala in Südamerika machen nach Dominiks Aussage „plaumäßig Menschen fett, um sie zu schlachten und verkaufen ihre Eltern, wenn diese alt und arbeitsunfähig geworden sind, an Stammesgenossen wie überständige Kinder“. Die Leiche eines natürlichen Todes Verstorbener werden nur selten zum Fraße verwendet. Daß diese schreckliche Sitte in Zentralaustralien vorkommt, wurde schon erwähnt. Auch von den Dieri und anderen Stämmen Südaustraliens erzählt es Gasen. Die Einzelheiten, die dieser Beobachter mitteilt, sind in hohem Grade widerwärtig. Dabei wird auf eine bestimmte Ordnung gesehen. Die Mutter ist von ihrem Kinde, das Kind von der Mutter, nicht aber der Vater vom Kinde und umgekehrt; der Mann ist von seinem Schwager und seiner Schwägerin usw. Uebrigens wird hier Kindermord getrieben; man läßt die Kinder einfach verhungern. Daß Leichen verzehrt werden, sagt ferner der Gouverneur Bell von den Bugijah in Uganda aus: das Begraben eines Verstorbenen wird für eine Nahrungsmittelverwendung gehalten.

Das Fleisch ihrer Massegenossen scheinen alle Anthropophagen den anderer Rassen vorzuziehen. Von Interesse ist ihr Verhalten den Leichen erschlagener Weiber gegenüber. In dieser Beziehung ist näheres nur aus der Südsee bekannt, wo ja viele Europäer ermordet worden sind, viel mehr als in Afrika. Weiße schmecken nicht gut, so wird allgemein berichtet. Die Fleischnahrung könnte das erklären: wir brauchen uns nur daran zu erinnern, daß wir selber im allgemeinen Widerwillen vor dem Genuß fleischfressender Tiere — Hunde, Katzenarten — haben. Die Salomonsinsulaner sagen, ein schwarzer Mann sei „süß, ein weißer „bitter“. Derselben Meinung sind die Queenländer: das Fleisch der Weißen sei „salzig“. Dagegen haben sie große Vorliebe für das Fleisch der Chinesen, die ja vorzugsweise Pflanzen- (Reis-) Esser sind. Salzig, d. h. widerwärtig, erschien auch den Fidji-Insulanern das Fleisch der Weißen.

Durchmusternd wir die heute dem Kannibalismus huldbigenden Völker, so finden wir, daß das keineswegs die auf niedrigster Kulturstufe stehenden oder „wildesten“ sind. Eher ist das Gegenteil der Fall. Die Polynesier und die südamerikanischen Indianer sind zumeist recht liebenswürdige Menschen; jene haben auch eine ganz ansehnliche Kulturhöhe erreicht. Viele Melanesier überraschen durch die Höhe ihrer Kunstzeugnisse, haben mit großem Scharfsinn gebaute Hochsee-Fahrzeuge. Harmlos ist die Rasse freilich nicht. Ist schließlich der materielle Kulturbesitz anderer Anthropophagen, wie der der Bewohner des Australkontinents, auch gering, so ist ihr geistiger Kulturbesitz um so komplizierter, ja überraschend reich gegliedert, wie sich in neuerer Zeit herausgestellt hat. Entstehung und Entwicklung des Kannibalismus sind eben ganz unabhängig gewesen von dem Grade dessen, was wir Kultur oder Zivilisation nennen.

S.

### Kleines feuilleton.

„Keine Schwierigkeiten“ im Verkehr mit dem Mars. Das phantastische Projekt des amerikanischen Astronomen Biding, der noch im Laufe dieses Jahres mit Hilfe gewaltiger Leuchtsignale versuchen will, mit den Marsbewohnern in Verkehr zu treten, wird jetzt im „Englisch Mechanik“ von dem Astronomen E. L. Larin kritisch beleuchtet. Der Verkehr mit dem Mars stößt auf allerlei „keine Schwierigkeiten“. Zunächst ist der Zeitpunkt schlecht gewählt: wenn die Erde sich zwischen die Sonne und den Mars schiebt, können die Marsbewohner unseren Erdkörper nicht sehen. Aber dies ist nicht das einzige Hindernis. Auf Grund genauer mathematischer Kalkulationen hat Larin ausgerechnet, daß der Reflektor der dem Mars sichtbare Signale geben könnte, einen Durchmesser von 836 Kilometer haben müßte. Nur wenn die Marsbewohner

über ausgezeichnete Teleskope verfügen, würde vielleicht ein kleiner Reflektor von — 42 Kilometer Durchmesser genügen. Solch ein Reflektor würde 4 Milliarden kosten. Zu seiner Konstruktion würde man alles Eisen, alles Glas, alle Kohle und alles Quecksilber der Erde benötigen. Und wenn dieser Apparat dann fertig wäre, so schließt Larin seine Untersuchung mit unerbittlichem Ernste, dann würden die Dämmerungserscheinungen und die atmosphärischen Dämpfe die Signale unsichtbar machen.

### Aus dem Gebiete der Chemie.

Benzin und Benzol. Oft werden diese beiden ähnlich klingenden Stoffe miteinander verwechselt; gar nicht selten kann man sogar der irrthümlichen Meinung begegnen, daß die Bezeichnungen Benzin und Benzol nur verschiedene Namen für ein und dasselbe Material sind. Dem ist durchaus nicht so. Sie sind nicht nur in ihrer chemischen Zusammensetzung grundverschiedene Stoffe, sondern werden auch aus völlig verschiedenen Rohprodukten gewonnen. Das Benzin stammt aus dem rohen Erdöl, das auch Rohöl oder Rohpetroleum genannt wird, und stellt das leichteste und flüchtigste Destillationsprodukt dieses Erdmaterials dar. Das Rohpetroleum, das in vielen Ländern in riesigen Quantitäten zutage tritt, teils frei aus dem Erdboden quillt, teils mit Pumpen herausbefördert werden muß, wird bekanntlich einer sehr sorgfältigen Reinigung unterzogen. Zu dem Zweck wird das Rohprodukt, das eine zähflüssige, schmutzigebraune Flüssigkeit darstellt, destilliert, d. h. es wird bis zum Sieden erhitzt und dadurch zum schnelleren Vergasen gebracht. Die entweichenden Dämpfe werden darauf durch Abkühlung wieder verdichtet und verflüssigt. Da das Rohpetroleum nun keine einheitliche Flüssigkeit darstellt, etwa wie Wasser oder Schwefelsäure, sondern ein Gemisch einer großen Anzahl chemischer Verbindungen, der verschiedenen Grenzschichtenwasserstoffe, verdampfen beim Erhitzen zuerst die flüchtigsten, d. h. am leichtesten siedenden Bestandteile. Sie werden in besonderen Vorrichtungen aufgefangen. Diese niedrig siedenden Teile des Rohpetroleum bilden unser gewöhnliches Benzin. Die nicht so schnell siedenden Bestandteile bleiben in der Destillierblase zurück; sie repräsentieren vor allem das Leuchtpetroleum und die noch schwereren und zum Teil vollkommen dickflüssigen Schmieröle, die als letzte Produkte aus dem Erdöl bei dessen Destillation gewonnen werden. Das Benzin siedet schon bei 80 bis 100 Grad Celsius, also sehr niedrig, und vergast auch bei gewöhnlicher Zimmertemperatur recht beträchtlich. Diese Tatsache ist jedermann aus eigener Erfahrung bekannt. Denn wir wissen alle, daß man eine Benzinflasche nicht unerschlossen stehen lassen soll, da das ungemein flüchtige Benzin fortwährend in die umgebende atmosphärische Luft entflieht. In chemischer Hinsicht stellt es ein Gemenge mehrerer zur selben Gruppe gehöriger Kohlenwasserstoffe dar, von denen die wichtigsten, weil am reichlichsten im Benzin vertretenen, das Heptan, Octan, Nonan der Paraffinreihe sind.

Ein ganz anderes Produkt ist das Benzol. Gewonnen wird es aus dem Steinkohlenteer, der als Nebenprodukt bei der Leuchtgasfabrikation in den Gasanstalten zurückbleibt. Dieser Steinkohlenteer ist das Ausgangsmaterial sehr vieler in Technik und Industrie verwandter Stoffe; einer davon ist das Benzol. Einige andere der bekannteren sind die Karbolsäure, das Naphthalin, Kreosot, Thymol. Die Trennung der Teerbestandteile erfolgt in ähnlicher Weise wie die der Erdölbestandteile. Der Teer wird also ebenfalls einer Destillation unterworfen, wiederum zu dem Zweck, die verschiedenen Bestandteile unter Benutzung ihrer Siedepunktdifferenzen zu trennen. Als der flüchtigste und am niedrigsten siedende Anteil des Steinkohlenteers wird das Benzol bei der Destillation gewonnen, und hat in seiner Gewinnungsweise also Ähnlichkeit mit dem Petroleumbenzin. Es ist aber lange nicht so flüchtig und leicht vergasbar wie das Benzin, auch infolge eines bedeutend geringeren Wasserstoffgehaltes bei weitem nicht so leicht entflammbar und explosiv. Während Benzin schon bei einer Temperatur von Minus 21 Grad Celsius zu entzünden ist, ist Benzol erst bei Minus 8 Grad entflammbar. Immerhin gehören beide Stoffe aber doch zu den leichtest entflammbaren, die wir besitzen. Zum Vergleich sei bemerkt, daß der gewöhnliche Brennspiritus erst bei Plus 12 Grad, Leuchtpetroleum gar erst bei Plus 21 Grad oder noch höher Feuer fangen können. Die leichte Entzündungsfähigkeit des Benzins und Benzols beruht auf ihrer im Vergleich mit anderen Brennstoffen außerordentlich hochgradigen Vergasung, die ohne besondere Erhitzung schon bei Zimmertemperatur eine recht bedeutende ist. Chemisch gehört das Benzol zu den aromatischen Kohlenwasserstoffen und bildet das theoretische Ausgangsprodukt für die zahllosen aromatischen Verbindungen der organischen Chemie, während die Bestandteile des Benzins zu den Fettkörpern, die gemeinhin auch als aliphatische Verbindungen gegenüber den aromatischen bezeichnet werden, zählen. Das Benzol enthält nur etwa halb so viel Wasserstoff wie Benzin, dafür entsprechend mehr Kohlenstoff als dieses. Das Petroleumprodukt Benzin und das Steinkohlenteerdestillat Benzol sind also in ihren chemischen und physikalischen Eigenschaften voneinander ebenso verschieden wie die Rohprodukte, aus denen sie hergestellt werden, völlig andere sind. Freilich lassen sie sich wegen gewisser allgemeiner Eigenschaften zu ähnlichen Zwecken, etwa zum Betrieb von Automotoren, verwenden, in ihren feineren Beziehungen stellen sie aber doch recht verschiedene Stoffe dar.